

Neu-Braunfelfer Zeitung.

Ein Organ der deutschen Bevölkerung von West-Texas.

Herausgegeben von Ferdinand Lindheimer.

Jahrgang 3.

Freitag, den 6. April 1855.

Nummer 20.

Die Neu-Braunfelfer Zeitung erscheint jeden Freitag und kostet vierteljährlich \$1 jährlich \$3 in Vorausbezahlung. Anzeigen bis zu 10 Zeilen, einmal inserirt, kosten \$1, dieselben dreimal inserirt \$1.50, dieselben auf 4 Jahr \$4.50, auf 5 Jahr \$7.50, und auf 1 Jahr \$12. Anzeigen von mehr als 10 Zeilen im Verhältniß. Abonnenten auf das Blatt zahlen für Inserationen nur die Hälfte dieser Gebühren.

Der gemordete Hauptmann.

Die Geschichte von dem mexicanischen Krieg. Nach der Schlacht von Sierra Gorda hatte sich das amerikanische Heer unter General Taylor gelagert, und da ich vom General-Gouvernement dem 1. Pennsylvanischen Volontair-Regiment zugetheilt war und einige Bekanntschaft mit den Offizieren dieses Regiments hatte, ging ich in die Stadt, um auf ein passendes Unterkommen Jagd zu machen, da fast alle Offiziere sich sehr anständig selbst in jenen herrlichen Dörfern einquartirt hatten. Als ich eine bergige Straße hinabging, kam ich an der Hauptkirche vorbeikommend, kam ich einem Lieutenant einer Philadelphiaer Compagnie zu, auf den ich gerannt, einem jungen, gutmüthigen Burschen, voll von Späßen, welcher, als er meine Absicht erfuhr, darauf bestand, mich in sein Quartier aufzunehmen, das das von Offizieren seiner eigenen Compagnie eingenommen war; und diese speisten mit einer bejahrten mexicanischen Gutsbesitzerin, einer Donna Millarredo; — und prächtigere Quartiere — ich muß es gestehen, hat nie ein Soldat gefunden. Jeden Abend hatten wir Gesellschaft von Conrillas, welche scheinbar die drei schönen Töchter unserer Wirthin besuchten, eigentlich aber von den nördlichen Barbaren — wie uns die mexicanischen Zeitungen bösslicher Weise benannten — karrefest sein wollten.

Ich fand großen Spaß an dem Hauptmann der Compagnie, denn er unterhielt die übertriebenen Meinungen von der Treulosigkeit und Grausamkeit der Mexicaner und war der alleinige von der Gesellschaft, der seinen Antheil an den abendlichen Vergnügungen nahm — da er in der That ziemlich fröhlich und furchtlos war. Er hatte in gewissen Büchern von den Abscheulichkeiten und Graueln der spanischen Guerillas im Halbinsellengebiet gelesen, und sagte er: „Wir haben hier bereits Beispiele gehabt von Seiten der mexicanischen Guerillas; unsere Leute wurden grausam vermurdet — Gefangene wurden hingerichtet mit kaltem Blute — keine Regeln des Völkerrechts im Krieg geachtet, — sondern“ — sagte er noch hinzu — „was können wir von einer solchen Race erwarten? — Spanische Grausamkeit, verbunden mit indianischer Feigheit, ist die Ursache der Verwüstung in Mexiko.“ Ich habe denn nicht, Ihr armen um's Licht ladernden Motten, daß es euch am Ende berühren wird? Für meinen Theil, ich würde keineswegs daran denken auf dem Todtort zu liegen, ohne ein Gefühl des Schauderns zu empfinden — denn das Mordmörderdolk kann vor Morgen mein Schicksal geworden sein.“

So furchtlich bedroht konnte er werden in Bezug auf die Schrecken, welchen er entgegen zu gehen meinte und — obgleich so brav wie ein Römer in der Schlacht — wurde er vollständig von dem Gedanken an mitternächtliche Mordmörder in Schrecken gesetzt. Eine Nacht war einer von unserer Offiziere, Gesellschaft von bejahrter Soldaten, und der Arzt verordnete ein Senfpflaster, das unsere Wirthin auf des Kranken Mannes Magen eigenhändig auflegte; — denn die alte Frau — ich bin sehr überzeugt, — hätte eine aufrichtige Freundschaft für die junge Einquartirung. Das Senfpflaster wirkte Wunder, der Kranke genas, und die alte Dame ward befehrt zur Senfpflaster, und glaubte an Senf, wie sie kaum an ihren Schuppentropfen geglaubt haben würde, mit dem unwandelbaren Glauben — da drei Töchter sind weiblichen Dienerrinnen vierlei Proben machen wußten — denn bei der Besondere lam das Senfpflaster angelegte — bis zu lezt die armen Dinger bange wurden, sich über irgend ein Unwohlsein zu ängern. Das Uebel mochte sitzen, wo es wohl, im Kopf, in den Kinnbäden, in den Beinen oder an den Weinen — ein Pfaster auf den Leib war das Universalmittel im Hause.

Eines Morgens traf ich unser Kammermädchen ganz niedergedrückt und langsam schreitend. „D. Jesus“, sagte ich, was gibt's? Sie legte ihre Hand auf den Amerzhaften Theil, verzog ihr Gesicht zum Lächeln, und sagte: „Ach, Senf!“ Eine Weile später, als ich im Zimmer ein Mittagsschläfchen hielt — denn die Gesellschaft hatte sammt und sonders nur ein Zimmer — hörte ich meinen fetten Freund mit der Wirthin schwätzen, und zwar in einem abscheulich schlechten Spanisch und in dem anstößenden Zimmer, und durch das häufig vorkommende Wort „Senf“ ward ich bewogen, der Unterhaltung zu lauschen. Ich

merkte, daß eine vollständige Verschwörung gemacht wurde, deren Opfer der Hauptmann sein sollte; denn unser Schall von Lieutenant wirkte stark auf die Senfpflasterleidenschaft unserer Wirthin ein — denn — sagte er — sehr hier, Donna, der Hauptmann ist krank, sehr krank, und, armer Bursch! wenn für ihn nichts gethan wird, kann er sich nimmer erholen! er mag keine Arznei nehmen, nad wir können es nicht wagen, ihn dazu zu zwingen. Ach! sein Leben schwindet hin, wie ein Traum! Aber ein Senfpflaster, meine theure Donna, ein Senfpflaster von sehr ansehnlichem Umfang, auf seinen Magen gelegt, würde ihn sicherlich retten. Freilich kann er nicht dazu gebracht werden, das Heilmittel auflegen zu lassen! Aber wenn Ihr das Pfaster zurecht machen und es ihm auslegen wolltet wenn er schläft, so würde er's am nächsten Morgen erfahren, denn er schläft, sehr gesund — sein Leben wird außer Gefahr sein, und Ihr würdet auf seine ewige Dankbarkeit Anspruch haben.“

Nach beträchtlichem Zureden war sie endlich geneigt, es zu versuchen, und ich ging diese Nacht zu Bette, indem ich mich auf derbe Matratzen für nächsten Morgen gefast gemacht hatte, wenn der Kapitän eine Blase püren würde, wo des Abends keine war.

In der Geislerstunde trat unsere Wirthin herein, von einer Dienerin begleitet, die eine Kerze trug. Die Donna selbst hatte ein Senfpflaster von einer solchen entseßlichen Länge und Breite, daß man den Hauptmann fast hätte hineinwickeln können. Sie fand ihr Opfer auf dem Rücken liegend, im tiefsten Schlaf und höchst melancholisch schneidend. Ein einziger Augenblick reicht hin, den Ort, wo das Auflegen stattfinden sollte, zuzubereiten, und in drei weiteren Augenblicken war des Hauptmanns Leib in das Gefangenschaft eingekerkert.

Kaum hatte dieser sehr empfindliche Körper das Pfaster in Empfang genommen, als der Kapitän sich mit betäubendem Gebrüll im Bette aufschreckte. Ich hatte kaum so viel Zeit, mein verzerrtes Angesicht und seine vor Entsetzen blutenden Augen zu sehen, als die Dame und ihre Magd, um ihre Stimme gebracht, aus der Thüre hinaustraten, und im Hinausträumen die Kerzen fallen ließen, so daß wir in vollkommener Stille und Befanden.

Der Hauptmann schrie mit voller Kraft seiner mächtigen Lungen: „Mord! Mord! Hülf! Hülf!“ „Was gibt's?“ sagte unser dicker Freund, an dessen Stimme ich merken konnte, daß das unterdrückte Lachen ihn zu erschließen drohte. „Was es gibt?“ schrie der Hauptmann — gerade genug! Hier ist's! Ich und bin ermordet — ein Loch durch meinen Leib, groß genug, um eine Feldpostkutsche hindurchzuführen: Uns Himmelswillen, helft, ich verblute mich!“ „Habt Ihr Schmerzen, Kapitän?“ rief einer.

„Schmerzen gerade nicht viel — aber mein Leib schwimmt in Blut! Meine Hände sind voll davon! Ich wußte es ja wohl! Ich achte es! Ich war gewiß in diesem verfluchten Drie gemeuchelwordet zu werden! Um's Himmelswillen, holt meinen Wundarzt Will Niemand an Licht bringen? Mein Magen brennt wie Feuer!“ Mittlerweile war unter der schrecklichen Unordnung ein Licht erlangt worden, und der Hauptmann zeigte sich, auf seinen Lager sitzend, mit ausgestreckten Armen und die Hände mit Senf bedekt, die lächerlichste Gestalt, die man malen kann.

„Aber, lieber Hauptmann!“ sagte einer der Zuschauer, der seine Hände besah, „das steht nicht aus, wie Blut.“ „Nicht?“ — sagte der Kapitän, indem er aus, aber was ist's denn, wenn's kein Blut ist?“ „Eid Ihr denn auch,“ fiel unser dicker Lieutenant ein, „ganz gewiß, daß Ihr nicht krank gewesen seid?“ „Fichaw!“ unterbrach ihn hastig der Hauptmann, „Ihr seid immer ein Spasmodiker; aber, meine Herren, solltet Ihr nicht lieber erst nach meinen Wunden sehen, und Euch dann über die Sache unterhalten?“ Eine Unterredung begann, welche mit Gelächter endigte, da sich's herausstellte, daß seine Wunde da war, und der Hauptmann erzählte zuletzt, daß die alte Donna da gewesen wäre, um zu helfen, nicht um zu meucheln. Er ertrag das Lachen der Offiziere gut genug, auf seine Unkosten, konnte aber lange Zeit die Donna nicht freundlich

ansehen, die ihn so viel Angst hatte ausstehen lassen. Die letzten Worte, die ich beim Abschiednehmen hörte, als mich die Pflicht anderswohin rief, waren: „ein prächtiges Land, bei Gott, wo man Nachts nicht schlafen kann, ohne fürchten zu müssen, beim Aufstehen des Morgens eine Blase auf dem Bauch zu haben, so groß wie ein Scheurenthor!“ (Calif. Dem.)

Der Trapper und der Bär.

Der graue Bär ist das grimmigste Raubthier der Hellsengebirge, seine große Stärke und das wunderbar zähe Leben, welches er besitzt, machen ein Zusammenreffen mit ihm so gefährlich, daß sowohl Indianer, wie weiße Jäger sich hüten, ihn anzugreifen, wenn sie nicht in Gesellschaft Anderer sind. Obwohl er, wie die meisten Thiere, gewöhnlich vor dem Menschen flieht, so greift er doch zu gewissen Zeiten, wo er entweder vor Liebe oder vor Hunger toll geworden ist, Jeden, der ihm in den Weg kommt, an, und treibt ihn da nicht eine Kugel gleich an dem rechten Ort, so erfolgt eine Ummarmung, die durchwärt nichts angenehmes hat. Mit seinen scharfen Krallen reißt er dem Gegner das Fleisch von den Knochen, wie der Koch die Zwiebel schält, und mit den schneigen Vorderpfoten preßt er ihn so kräftig an seine Brust, daß die Rippen knachen und das Blut aus Nase und Mund fliehet. Diese mächtigen Vettern des deutschen Braua erreichen zuweilen ein Gewicht von tausend Pfund, und nicht selten eine Länge von neun bis zehn Fuß. Ihre Stärke ist so gigantisch, daß man sie einen Büffel eine beträchtliche Strecke weit forttragen sehen.

Unter den Trappern und Jägern des Gebirges werden eine Menge Geschichten von blutigen Kämpfen mit diesen grimmigen Wesen erzählt, und wenn man in die Schenken von St. Louis kommt, kann man sich ganze Abende lang mit derartigen Historien unterhalten lassen. Eine der besten von der tragikomischen Sorte beruhen ist folgende:

Wenn wir nicht irren, war es im Jahre 1846, als, geführt vom alten Senkette, einem der berühmtesten Trappercapitane des Westens, eine Gesellschaft von Jägern nach Tallentellern über die Prairienwüste dem Gebirge zuwanderte. Unter der Schaar war außer andern namhaften Persönlichkeiten auch John Glas, ein Trapper, welcher sein ganzes Leben in der Wildniß zugebracht und wahrlich nicht mehr Abenteuer und schwierigeren Tagen erlebt hatte, als irgend einer der furchtlichen Wesen, welche sich den fernsten Westen zur Heimath erkoren haben, und deren Leben eine ununterbrochene Kette von Gefahren und Entbehrungen ist. Nun sollten sie eines Tages ihre Hüllen an einem Flußchen, welches von den Blad Hills, einer Hügelkette nördlich vom Plattensystem, rührt, und Glas hatte mit zwei Gefährten sich eine Strecke von den Lebriegen entfernt, als er, durch ein Gebüsch bringend, welches den Fluß besäumt, einen mächtigen Bär gewahr wurde, welcher geschäftig mit seiner Schnauze den Boden umwühlte, um Trüfeln zu fuchen. Glas sah seinen ihm zunächst befindlichen Gefährten ein Zeichen, beide schlichen sich vorsichtig nach der Stelle, frochen nach dem Saume des Gebüschs vor und feuerten. Beide Angeln hatten getroffen, aber keine tödtlich. Der Bär stieß ein dumpfes Schmerzegebrüll aus, sprang mit allen 4 Füßen in die Höhe und stürzte sich dann, prustend vor Schmerz und Wuth auf seinen Feind.

Kurab, Bill! schrie Glas, als er sah, wie das Thier auf ihn zukam, der wird uns in die Pfanne haufen — mach, daß Du fortkommst. Er eilte sodann fort durch das Dickicht, gefolgt von dem Gefährten. Das Unterholz war so dicht, daß sie kaum durchdringen konnten, während das Gewicht und die Kraft des Bären ihn durch alle Hindernisse hindurchdrängte, so daß er in wenigen Minuten ihnen hart auf den Fersen war. Etwas hundert Schritte von dem Gebüsch, dessen Ende sie jetzt erreichten, ragte eine steile Klippe empor, und Glas schrie seinem Gefährten zu, auf diese, als den einzig sichern Zufluchtsort hinzuschleichen. Wie der Wind ließen Beide über den offenen und ebenen Raum, der den Felsen von dem Dickicht trennte, da stolperte Glas über einen Stein, fiel, und es sich erhol, trat ihm der Bär, auf den Hinterfüßen gehend, entgegen. Als das Ungeheum sich näherte, rief Glas, der nicht im mindesten die Geistesgegenwart ver-

lor, seinem Gefährten zu, schnell herbeizukommen, und feuerte dann sein Pistol in den offenen Lachen des Bären ab. In demselben Augenblicke schlug ihm der Letztere das Pistol aus der Hand, gab ihm mit der andern Hand einen furchtbaren Schlag über den Kopf, drückte ihm dann die Krallen tief in die Schultern und rollte mit ihm zu Boden. Der Jäger kämpfte trotz seiner hoffnungslosen Lage mannsbath, zog sein Waidmesser und stieß es dem Thiere mehrmals in Brust und Hals; aber auch der Bär stieß tapfer mit Zahn und Klau, und seine wüthenden Hiebe legten in wenigen Augenblicken Rippen und Knochen seines Opfers bloß. Geschwächt von dem Blutverluste und gebendet von dem Blute, das ihm von seinem zerfleischten Kopfe in die Augen lief, ließ Glas das Messer aus der Hand fallen und sank beapfütet, und, wie es schien, todt nieder.

Sein Begleiter, welcher bis zu diesem Moment Zuhauer des furchtbaren Ringens gewesen war, meinte, daß jetzt die Meise an ihn kommen werde, und schob, da er nicht einmal die Geistesgegenwart gehabt, um wieder zu lafen, eilig nach dem Lagerplatze der Gesellschaft zurück, wo er das traurige Schicksal des armen Glas erzählte. Der Capitän der Trapperschaar schickte ihn jedoch mit noch einem von der Gesellschaft nach dem Schreckensorte zurück. Als sie denselben erreichten, fanden sie Glas und auf ihm den todtten Bären in einer Wutlache liegen. Der arme Trapper atmete noch, bot aber einen gräßlichen Anblick dar. Das Fleisch war ihm in Streifen von den Rippen und Armknochen gerissen und lag in großen Stücken neben ihm, seine Kopfhaubt hing ihm blutend über das Gesicht, welches ebenfalls furchtbar zerfleischt war. Der Bär hatte drei Angeln im Leibe und außerdem gegen zwanzig klaffende Wunden in Brust und Unterleib — ein Beweis, mit welcher Hartnäckigkeit der Trapper sich gewehrt hatte. Die beiden Zuschauer dieser Scene meinten, daß der arme Bursch, wenn auch nicht todt, jedenfalls nur noch einige Augenblicke zu leben habe, und so begnügten sie sich, den Leichnam des Bären von ihm wegzuziehen, seine Waffen zu sammeln, worauf die Schlemme, nachdem sie Glas sogar sein Jagdhemd und seine Morcassins ausgezogen, nach dem Lagerplatze zurückkehrten und dort berichteten, ihr Kamerad sei todt und sie hätten ihn begraben. Die Lebriegen hatten seine Ursache, Mißtrauen in diese Nachricht zu setzen, man trauerte eine Weile über den Verlust des braven Gefährten, und endlich wurde der Verfall, obwohl er lange Zeit über dem Lagerfeuer erzählt und wiedererzählt worden war, in der Aufregung der Jagd und unter dem Gefährten, die ihnen von Seiten der Indianer drohten, beinahe gänzlich vergessen.

Wochen verlossen, Monate vergingen, die Jagd war vorüber und die Trapperschaar befand sich auf dem Wege nach dem Ort, wo sie ihre Winterquartiere zu verkaufen pflegte. Die Sonne ging eben unter und schon zeigten sich in der Ferne auf der Prairie die runden Cidrigel-Baldaken des Forts, als sie einen Nektar den Fluß entlang auf sich zukommen sahen. Als er nahe genug gekommen war, um seine Gestalt erkennen zu lassen, bemerkten sie, daß es ein magerer, knochentürer Mensch mit einem so zerfetzten und narbentheilten Gesichte war, daß man kaum etwas wie die Höhe an ihm erkennen konnte. — Er näherte sich den vorausreitenden Gliedern der Gesellschaft, unter denen derjenige war, welcher einst der Begleiter des selig verstorbenen Glas bei dem verhängnißvollen Bärenkampf gewesen, und indem er seinen Gaul anhielt, rief er mit heiserer Stimme:

Kurab, Bill, mein Junge! Du dachtest, ich wäre jemals abgefahren, nicht wahr? Aber gib mir geduldig mein Pferd und Gewehr heraus, alle Haut. Ich bin heute noch nicht todt.

Wie groß war das Ersauern der ganzen Gesellschaft, und wie echt und wahr der Schrecken der Weiden, welche die Geschichte vom Begräbniß ihres Freundes erzählt hatten, als sie die wohlbekannte, aber jetzt veränderte Stimme des selig geglaubten Glas vernahmen, der vor fünfzehn Wochen von einem Bären getödtet und bedäglich in die Erde gebettet war, wie die beiden würdigen Männer berichtet und alle auch geglaubt hatten.

Indessen war nicht zu zweifeln, daß es der leidlichste Glas war, der vor ihnen im Sattel saß und alle drängte sich um ihn, um von seinen Lippen zu vernehmen, wie er nach Verlauf, er wußte nicht, wie vieler Stunden, sich erholt, wie er halbnaht und ohne Waffen, ja selbst ohne ein Messer, sich mehrere Tage von dem halbverfaulten Kase des Bären genährt, wie er sodann, nachdem er so weit zu Kräften gelangt, daß er Frieden konnte, und nachdem er so viel vom Fleische des Thieres abgerissen, als er in seinem geschwächten Zustande habe fortbringen können, nach dem Fluße hinabgefahren sei, um unter entseßlichen Leiden von seinen Wunden und von Kälte und Hunger, so gut es ging, nach dem Fort zurückzuführen. Dies war ungefähr achtzig englische Meilen entfernt, dennoch aber war es ihm gelungen, nach vielen, vielen Tagereisen, während welchen er von nichts, als von Beeren und Wurzeln gelebt, dorthin zu kommen. Allerdings in dem kläglichsten Zustande von der Welt, aber er hatte sich jetzt vollständig erholt und suchte sich nun, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, so wohl wie eine geschälte Zwiebel.

Der Tod des Czaren Nicolaus. Seit vorigem October hat uns kein europäischer Dampfer eine so wichtige Nachricht überbracht, als diesmal die Afrika. Damals ward die Einnahme von Sebastopol gemeldet, jetzt der Tod des Kaisers von Rußland. Stehen vielleicht beide Nachrichten auf gleicher Linie? Doch nein! Das englische Ministerium hat ja dem Parlamente offizielle Anzeige von dem Ereignisse gemacht. — Allein selbst offizielle Bode können geschossen werden. Nach die Einnahme von Sebastopol ward in London offiziell angezeigt und Bonaparte rief so offiziell als möglich seinen Soldaten zu: „Sebastopol est pris!“

Auffällig muß es jedenfalls erscheinen, daß eine Nachricht von so ungeheurer Tragweite so rasch von Petersburg aus gemeldet wurde. Freilich ist ein Telegraph da, aber dieser Telegraph steht unter der Kontrolle der Regierung. Man sollte meinen, es habe eher im Interesse der russischen Regierung gelegen, den Tod des Czaren so lange als möglich zu verheimlichen, anstatt ihn sofort nach allen Himmelsgegenen hin zu verkündigen. Oder soll man der Vermuthung Glauben schenken, die man sich in England leise zuflüsterte, — der Vermuthung, daß es nicht ein Lungenfieber, sondern Gift war, daß dem Leben des Czaren ein Ende machte? — Vagt hier wieder eins jener dunkeln, blutigen Nachströme vor, die seit hundert Jahren das Ende jedes russischen Selbstbeherrschers bezeichnen? Ist der Tod des Czaren das Resultat eines Complots?

Das alles sind Fragen, die erst durch die Ankunft der nächsten Post aus Europa gelöst werden können. Bis dahin wird die jetzt mitgetheilte Nachricht, trotz der zuverlässigen Bestimmung, womit sie auftritt, noch von einem Nebel der Ungewißheit umgeben sein.

Denn aber der Czar willkürlich nicht bloß ein „Kranke“, sondern ein todtter Mann ist, so sind die europäischen Ereignisse in eine Krise getreten, über deren Verlauf sich noch keine Vermuthung aussprechen läßt. War der Tod des Czaren das Ergebnis einer Palastverchwörung der Friedenspartei, so ist der Ausgang nicht schwer zu errathen: ein sofortiger Waffenstillstand würde dann die Einleitung zum Friedensschlusse sein und Bonaparte sich plötzlich in einer isolirten Stellung befinden. War der Tod ein natürlicher, so ist es möglich, daß der neue Czar Alexander, ein schlaffer, charakterloser Puffling, seinen persönlichen Neigungen zum Treue, zum Abbruch aller Friedensunterhandlungen gedrängt wird. — Doch lassen wir Vermuthungen bei Seite, mit denen man, in Ermangelung aller Details, nur im Nebel tappt.

Der Czar Nicolaus Pawlowitsch war der dritte Sohn des Kaisers Paul von dessen zweiter Frau Sophie Dorothea, Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg. Er wurde am 7. Juli 1796 geboren. Da fast gar keine Aussicht vorhanden war, daß er jemals auf den Thron gelangen würde, so ward seiner Erziehung nur geringe Aufmerksamkeit zugewendet. Er und sein jüngerer Bruder Michael wurden unter Leitung ihrer Mutter von dem General Ramsdorf erzogen; zu seinen Lehrern gehörte unter andern der berühmte deutsche Sprachforscher Adelung. Mit den Staatswissenschaftlichen beschäftigte er sich wenig, desto mehr mit der Musik und brachte es sogar bis zur eigenen Composition. Während der großen Krieg-

nisse zu Napoleons Zeit ward sein Name selten oder nie genannt. Erst nach dem Abschluß des Friedens und der heiligen Allianz und nachdem seines ältesten Bruders (Kaiser Alexander) Ackerlosigkeit feststand, erhielt er mehr Bedeutung. Der zweite Sohn Pauls, der wilde, blutgierige Constantin, verachtete, um die Erlaubniß zu seiner Verheirathung mit einer schönen Polin zu erhalten, auf die Thronfolge, und somit hatte Nicolaus, als Alexander am 1. December 1825 zu Zaganrog starb, die nächste Anwartschaft auf die Krone.

Doch die Thronbesteigung ward ihm nicht leicht gemacht. Der Tod Alexanders war das Signal zum Ausbruch einer schon seit lange vorbereiteten Verschwörung, deren Anführer, meistens Offiziere, nichts geringeres anstrebte, als die Einführung der constitutionellen Regierungsform. Den Soldaten ward eingegeben, daß Nicolaus den rechtmäßigen Czaren Constantin verdrängen wolle, und unter dem Rufe: „Es lebe der Czar Constantin! Es lebe die Constitution!“ zogen die aufständischen Regimenter in Petersburg nach dem kaiserlichen Palaste. Die „Constitution, so war ihnen gesagt worden, sei die Gemahlin Constantins! — Mit seiner Energie und einem Muth, den Niemand in Nicolaus vermuthet hätte, unterdrückte derselbe den Aufstand und nun begann er seine Herrschaft durch eine Reihe empörender Grauel einzuwirken. Die Anführer der Revolution wurden dem Henker überliefert und die theilweisen Anführer, die im Innern des Reiches ausbrachen, mit furchtbarer Grausamkeit erschloß.

In den ersten Jahren seiner Regierung zeigte Nicolaus Neigung, den Reformator zu spielen. Er suchte den zahllosen Mißbräuchen zu steuern, die unter der in den letzten Jahren ganz erschlafenen Regierung seines Bruders eingetreten waren, nahm persönliche Einsicht in alle Theile der Verwaltung und ordnete manches Lebensverste an. Bald aber erludete er an der unüberwindlichen Corruption des russischen Beamtenbunms, er ließ die Dinge gehen, wie sie wollten und wurde nun der finstere Despot, als den ihn Europa seit einem Vierteljahrhundert kennt. Während er sein Volk durch blutigeren Beamte mißhandelt ließ, suchte er sich einen persönlichen Ruhm durch gewandte auswärtige Politik zu verschaffen. Es gelang ihm, durch seine Diplomatie eine Bedeutung zu erlangen, wie sie weder sein persönlicher Charakter, noch der Zustand seines Reiches rechtfertigen konnten. Er ward den Völkern in ganz Europa zum Dämon, unheilbringenden Schreckgespenst und Ausland fing an, für den Schiedrichter in allen Angelegenheiten Europas zu gelten. Namentlich in den dreißiger Jahren, nach der Unterdrückung der polnischen Revolution stand der Aberglaube an Rußland in vollster Blüthe und erst durch Cüster's Werk (La Russie en 1839) ward derselbe in etwas zerstreut.

Die Kriege, welche Nicolaus in Preußen, mit der Türkei, mit Polen, mit den Türken führte, sein Antheil an der Erledigung der türkisch-ägyptischen Frage, seine Intervention in Ungarn, so wie seine Aufrüstungsbestrebungen im Innern seines Reiches, alles das gehört der Geschichte an und erfordert eine umfangreichere Darstellung, als sie in unierem Zwecke liegt.

Nicolaus heirathete im Alter von 21 Jahren die Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II., Schwester des jetzigen Königs von Preußen. Aus dieser Ehe hat er vier Söhne: 1) Alexander Thronfolger, geb. am 19. April 1818, verheirathet seit 1841 mit einer Prinzessin von Hessen-Darmstadt, 2) Constantin, geb. 1827, 3) Nicolaus, geb. 1831 und 4) Michael, geb. 1832.

Alexander, jetzt in seinem 37. Jahre, besitzt keine von denjenigen Charaktereigenschaften, die seinem Vater eine so hervorragende Stelle unter den europäischen Monarchen verschafften. Er ist schwach, nachgiebig und wenig geistig, energische Pläne zu fassen oder durchzuführen. Sein Bruder Constantin dagegen soll in jeder Beziehung ein Abbild des Vaters sein. (D. J. N. D.)

Die deutsche Presse in Amerika.

(Correspondenz der Missouri-Zeitung.) Bei aller Wichtigkeit, zu welcher die deutsche Presse in diesem Lande sich im Verlaufe weniger Jahre emporgehoben hat, verfährt sie offenbar einen sehr wesentlichen Zweck, nämlich den der Einwirkung auf den eng-

